



Rachel  
Carson  
Center

Perspectives

# Das neue Rachel Carson Center in München oder

Was heißt und zu welchem Ende  
betreibt man Weltumweltgeschichte?

CHRISTOF MAUCH

gefördert vom



Bundesministerium  
für Bildung  
und Forschung

RCC Perspectives

## **Das neue Rachel Carson Center in München**

oder

Was heißt und zu welchem Ende betreibt man  
Weltumweltgeschichte?

Christof Mauch

2010 / 2



*Dieser Vortrag wurde vom Direktor des Rachel Carson Center, Prof. Dr. Christof Mauch, am 28. Oktober 2009 am Center for Advanced Studies (CAS) der Ludwig-Maximilians-Universität München — als Auftakt einer Serie öffentlicher Vorträge und Kolloquien des Carson Centers — gehalten.*

## **Das neue Rachel Carson Center in München oder Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Weltumweltgeschichte?**

Jeder hat ein Faible für die Umwelt; im Umweltmusterland Deutschland besonders, und gar in einer Zeit, in der alle über Naturschutz und Klimaschutz reden, in der *eine* Umweltaktion die andere jagt, jeder Anlagenbetreiber ein erklärter Naturfreund ist, Energieriesen ihr Image grün waschen; Autofahrer ihre Dreckschleudern verschrotten lassen, und in der unsere Kinder in ökologischen Betten schlafen dürfen. Jeder hat ein Faible für die Umwelt: die Schwarzen, die Grünen und die Roten. Die Deutschen, die Amerikaner und die Chinesen. Ja. Auch die Chinesen! Peking trug rechtzeitig vor den „Green Olympics“ dafür Sorge, dass es noch mehr Blau am Himmel gibt — oder vielleicht eher: Blaues *vom* Himmel — denn zur Not mussten im Interesse der guten Atmosphäre ein paar Smogmessstationen verlagert werden.

Jeder hat ein Faible für die Umwelt. Aber wie steht es mit der *Umweltgeschichte*? Doch gar nicht so schlecht. Scheint es. Die Europäische Gesellschaft für Umweltgeschichte, der viele bei der Gründung in St. Andrews in Schottland 2001 ein schnelles Ende prophezeit hatten — nach einem ersten gescheiterten Anlauf, einem „Airshot“, wie man auf dem Green von St. Andrews sagen würde — wächst schneller als alle etablierten historischen Fachverbände in Europa. In Österreich und der Schweiz, in Frankreich, den Niederlanden und in England sind in den letzten Jahren Professuren für Umweltgeschichte eingerichtet worden. Der erste Weltkongress für Umweltgeschichte fand nicht in den USA statt, worauf alle gewettet hätten, sondern in Kopenhagen, im August 2009. Jeder hat ein Faible für die Umweltgeschichte. Warum auch nicht? Etlichen Historikern war die Diplomatiegeschichte zu elitär, nicht wenigen die Politikgeschichte zu eindimensional, so manchem die Sozialgeschichte zu subversiv, vielen die Kulturgeschichte zu beliebig, und die Alltagsgeschichte ... na ja ... zu trivial. Aber die Umweltgeschichte. Wo sind ihre Kritiker? Ich sehe sie nicht. Denn: Jeder hat ein Faible für die Umweltgeschichte. Sie hat — was immer Sie wollen — für

jeden etwas: eine Priese Politik, einen Spritzer Gesellschaft, ein wenig Kultur und ... Natur ... natürlich auch. Und bedürfte es noch eines letzten Beweises für die Relevanz und den Aufschwung des Faches, so wäre dies die Einrichtung eines Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs für Internationale Umweltgeschichte hier in München — eben des nach einer Amerikanerin, auf die ich später zurückkomme, nach Rachel Carson, benannten Centers. Dass das Rachel Carson Center in Wirklichkeit nur ein verkapptes Käte Hamburger Kolleg ist — so sollen nämlich alle vom Bundesministerium für Bildung und Forschung eingerichteten Internationalen Kollegs heißen — haben wir noch nicht offiziell, aber immerhin über die Webseite des Ministeriums erfahren. Ob „Käte“, die Germanistin mit dem Umlaut im Vornamen, und „Hamburger“ der beste aller möglichen Namen für ein Internationales Kolleg ist — Hamburger, „with or without fries?“ —, sei für heute dahin gestellt.

Natürlich (tongue in cheek) war der Antrag vorzüglich, den Helmuth Trischler, der Leiter der Forschungsabteilung des Deutschen Museums, und ich im Frühjahr 2008 in den Wettbewerb um ein Internationales Kolleg eingereicht haben. Aber wir hatten Glück. Und warum? Jeder hat ein Faible.....„It's the environment — stupid!“. Wirklich? Nein. So einfach ist es nicht. Die große gesellschaftliche Aufmerksamkeit, die Umweltthemen entgegengebracht wird, hat in den Geisteswissenschaften in *Deutschland* keine Entsprechung. In den Naturwissenschaften haben Umweltfragen längst und selbstverständlich Prominenz erlangt. In der Bundesrepublik existieren mehrere Dutzend universitäre und außeruniversitäre Einrichtungen, die sich aus natur- und ingenieurwissenschaftlicher Perspektive mit Veränderungen der Umwelt unter meist sehr spezifischen — meteorologischen, energetischen, atmosphärischen, ozeanischen, geowissenschaftlichen, agrotechnischen you name it — Fragestellungen beschäftigen. Auch der Wissenschaftliche Beirat der Bundesregierung Globale Umweltveränderungen besteht im Wesentlichen aus Naturwissenschaftlern sowie einigen Sozialwissenschaftlern. Aber die Geschichtswissenschaft im Besonderen und die Geisteswissenschaften im Allgemeinen sind in Umweltfragen schlecht aufgestellt. Es gibt keinen einzigen designierten Lehrstuhl für Umweltgeschichte in der Bundesrepublik. Und zwei der führenden Umwelthistoriker — in Göttingen und in Bielefeld — sind eben ausgeschieden oder scheiden demnächst aus, ohne dass ihre Stellen entsprechend nachbesetzt würden. In Wirklichkeit ist die Umweltgeschichte eine Art Orchidee im Gewächshaus der Wissenschaften: faszinierend und blühwillig, haltbar und exotisch, aber ohne Nutzen, so scheint es, und rar obendrein. Jeder hat ein Faible für die Umweltgeschichte.

Aber vielleicht ja gar nicht deshalb, weil sie uns so relevant erscheint. Vielleicht ganz im Gegenteil deshalb, weil die Zahl der Blüten, die sie treibt, begrenzt ist, weil sie harmlos ist und schön. Vielleicht auch, weil sie in so großer Artenvielfalt daherkommt — *biodivers if you will* — vielleicht, weil keiner so recht weiß, wovon er eigentlich spricht.

Was heißt und wozu betreibt man Umweltgeschichte? Wozu Weltumweltgeschichte — was immer das sein soll? Das sind die eigentlich interessanten Fragen. Aber bevor ich versuche zu klären, was das ist, was wir an unserem Internationalen Kolleg vorhaben, stellt sich die Frage: was ist überhaupt ein Internationales Kolleg?

### **Was ist ein Internationales Kolleg?**

Das Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF) hat im sogenannten „Jahr der Geisteswissenschaften“ 2007 die Förderinitiative „Freiraum für die Geisteswissenschaften“ gestartet, die „den Besonderheiten geisteswissenschaftlicher Forschung Rechnung“ tragen soll „und den Geisteswissenschaften an den Universitäten neue Möglichkeiten gibt, um ihre Leistungen auf nationaler und internationaler Ebene sichtbar herauszustellen und voranzutreiben. Zentrales Element der Förderinitiative sind die „Internationalen Kollegs für Geisteswissenschaftliche Forschung“, die jeweils für sechs Jahre, mit einer Option auf weitere sechs Jahre, angelegt sind.

In den ersten drei Auswahlrunden — die dritte wurde im September abgeschlossen — sind insgesamt 9 von 12 geplanten Kollegs von einem internationalen Gutachterteam bewilligt worden. In Berlin Humboldt, Berlin FU, Bochum, Bonn, Erlangen, Köln, Jena, Weimar und eben an der LMU. Zur Religionsgeschichte, Kulturtechnik und Medienphilosophie, Theaterkulturen, globalen Lebensläufen, Morphomata (ein Kolleg für Archäologen und Germanisten), Schicksal und Freiheit (ein Projekt zu Fernost), zur Rechtskultur und zu Osteuropa und zur Internationalen Umweltgeschichte.

Insgesamt 7 Ziele hat das Bundesministerium in seinen Ausschreibungen für die Kollegs angegeben:

- 1) eine international sichtbare Schwerpunktbildung und Stärkung der Verbindungen zur ausländischen Forschung
- 2) persönlicher Freiraum für die Direktoren der Kollegs (Beurlaubung)

- 3) systematische Konfrontation mit anderen Wissenskulturen
- 4) Einbeziehung international hochrangiger Fachkollegen (Fellow-Programm)
- 5) Methodische Weiterentwicklung kulturvergleichender Forschung
- 6) Kooperation von disziplinärer und regionalspezifischer Forschung
- 7) Kooperation zwischen den Geisteswissenschaften unter Einschluss der „kleinen“ Fächer.

Vor diesem Hintergrund ist das Carson Center konsequent international und interdisziplinär konzipiert: die erste Kohorte internationaler Fellows rekrutiert sich aus 12 Ländern; die Beiratsmitglieder repräsentieren drei Kontinente und fünf Fachbereiche; die regionale Ausrichtung der Projekte reicht von der Schweiz bis Litauen, von der Karibik bis China und von Grönland bis Äthiopien; und die am Center vertretenen Fächer umfassen momentan neben der, zugegeben, absolut dominierenden Geschichtswissenschaft die Ethnologie und die Literatur, Geographie und Biologie, Theologie und Politik.

Das derart weitläufige, potenziell infinite Forschungsterrain, das sich unterschiedlichen Räumen und Zeiträumen und einer Vielzahl von Disziplinen öffnet, ist aus pragmatischen Gründen in sechs große Felder eingeteilt, die zum Teil gleichzeitig, zum Teil nacheinander, ausgelotet, vermessen und bearbeitet werden. Die akademische Feldarbeit verrichten die Fellows und die wissenschaftlichen MitarbeiterInnen des Centers, im Rahmen von individuellen Projekten und Workshops, Sommerschulen und Konferenzen. Die Erträge der Arbeit werden in englisch- und deutschsprachigen Buchserien (bei Berghahn Books und Vandenhoeck & Ruprecht), in einer Preprint-Reihe, durch Ausstellungen am Deutschen Museum und durch die Einrichtung eines Digitalen Archivs — mit Primärtexten, Bildern, Videocasts — einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht.

Das Rachel Carson Center ist als Institut mit breitem Öffentlichkeits-Appeal gedacht; es gleicht von daher eher einem Deutschen Geisteswissenschaftlichen Institut im Ausland als einem Sonderforschungsbereich; mit dem grundlegenden Unterschied freilich, dass nicht deutsche Forscher im *Ausland*, sondern internationale Forscher in *Deutschland* tätig sind. Es ist als Denkfabrik konzipiert, nicht als Forschergruppe, allerdings nicht als advokatische Denkfabrik, die für existierende Ideen wirbt, sondern als eine, in der die Fellows ohne Produktionsvorgaben arbeiten. Die Denkfabrik ist, mit

anderen Worten, auch kein Think Tank vom Washington D.C.-Typus: geforscht wird nicht für eine Lobby; erarbeitet wird nicht Denken auf Bestellung, sondern Denken auf Vorrat. Wohl haben die Forschungsthemen ihren Ursprung in der gegenwärtigen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen Diskussion, aber die „buzz words“ unserer Zeit, wie Bio und Öko, Nachhaltigkeit und Klimawandel, haben keinen, jedenfalls keinen prominenten, Platz in der Agenda; vielmehr geht es um größere Forschungsthemen, die freilich alle *eines* gemeinsam haben: dass sie Natur als kulturelle Herausforderung begreifen, will heißen, dass sie einerseits die Beteiligung von Menschen an den Veränderungen der natürlichen Umwelt, andererseits die kulturellen Folgen des Naturwandels und die Vorstellungen oder auch Inszenierungen von Natur in den Blick nehmen.

Rotierend werden am Carson Center jeweils zwei bis drei Themenfelder für internationale Fellowships ausgeschrieben. In der ersten, jetzt anlaufenden Runde waren dies die folgenden drei: *Risikokulturen und Naturkatastrophen*, *Transformation von Landschaften* und *Umweltwissen*. In der Frühjahrsrunde 2010 wird das Thema *Knappheit natürlicher Ressourcen* hinzugefügt. Die übrigen Themen sind *Natur und Umwelt in der kolonialen und postkolonialen Welt* und *Umweltkritik, Umweltethik und Umweltpolitik*.

Wenn doch die Internationalisierung der deutschen Geisteswissenschaften das herausragende Ziel der Internationalen Geisteswissenschaftlichen Kollegs ist, und wenn der größte Anteil der 12 Millionen Euro, die das Carson Center im Laufe der kommenden sechs Jahre erhalten soll, an die Carson Fellows geht, wenn diese denken und diskutieren, aber nach Möglichkeit nicht lehren sollen, welche Rolle spielt dann überhaupt die lokale Ebene, welche Rolle spielt die Universität, welche Rolle spielt München?

Im Vorfeld unserer Bewerbung war keine Entdeckung frappanter, keine Überraschung größer und erfreulicher als die der Stärke der in München — an der LMU, der TU, der Bundeswehrhochschule, der Hochschule für angewandte Wissenschaften und an mehreren außeruniversitären Einrichtungen — bereits existierenden Umweltexpertise. Bei den Geschichtswissenschaften ist es in erster Linie der Umwelthistoriker Wolfram Siemann, außerdem Nils Freytag, der sich mit dem Verhältnis von Stadt und Wald vom 18. bis zum 20. Jahrhundert beschäftigt, Benjamin Schenk, der an einer

Umwelt- und Infrastrukturgeschichte Russlands arbeitet und Martin Geyer, der über ökologische Risiken seit den 1970er Jahren arbeitet. Bei den Kunsthistorikern sind es die Kollegen am Zentralinstitut sowie Hubertus Kohle, der sich systematisch mit der Verbindung von ökologischem und (landschafts-)künstlerischem Denken beschäftigt. Bei den Katholischen Theologen ist es Markus Vogt, der seit 15 Jahren Berater der Arbeitsgruppe für ökologische Fragen der Deutschen Bischofskonferenz ist und zuvor Mitarbeiter im Sachverständigenrat für Umweltfragen der Bundesregierung war; bei den Biologen ist es Gisela Grupe, die Direktorin der Staatssammlung für Anthropologie und Paläoanatomie, die ihren Aufgabenbereich als Anthropologie und Umweltgeschichte beschreibt; bei den Geographen, Geo- und Umweltwissenschaftlern gibt es eine ganze Reihe von Umweltexperten, allen voran Wolfram Mauser sowie den Vulkanologen Donald Dingwell, bei den Ethnologen sind es

Eveline Dürr, Frank Heidemann, Martin Sökefeld und Josef Drexler, die unter anderem über Nationalparks in Indien, Naturkatastrophen und über Ökokosmologien in Südamerika arbeiten. Bei den Sinologen forscht Daniel Leese zur Umweltgeschichte Chinas, an der TU in Weihenstephan gibt es etliche hervorragende Ökologen, Landschaftsarchitekten und Forstwirtschaftler, die sich mit Fragen von Natur als kultureller Herausforderung, durchaus in historischer Perspektive, beschäftigen. Die Liste ließe sich leicht verlängern.

Fest steht, dass das Kolleg in München in einem Umfeld angesiedelt ist, das optimale Vernetzungsmöglichkeiten und damit auch hervorragende Kontakte für die internationalen Fellows bietet. Die Münchner Kollegen aus den verschiedenen Disziplinen sind schon jetzt als Präsentatoren und Diskutanten ins Carson Kolloquium eingeladen — jeden Donnerstag, Lunch am Hamburgerkolleg —, außerdem sind Freistellungen für Professoren der LMU vorgesehen, die für ein oder zwei Semester als Carson Fellows forschen möchten. Und schließlich soll im Laufe der nächsten Jahre ein M.A.-Ph.D.-Studiengang Environment and Society eingerichtet werden. Die Absolventen des Studiengangs — das ist das Ziel — sollen zusammendenken, was sonst immer auseinander dividiert war: die unterschiedlichen Begriffe und Sichtweisen, die Biologen und Historiker, Landschaftsplaner und Literaturwissenschaftler, Geographen und Politologen, Philosophen und Theologen von Natur aus haben. In der Forschung ist ein solches Zusammenwirken, auch wenn es immer wieder gefordert wird, nur begrenzt möglich, aber auf dem Umweg über die Ausbildung entstehen völlig neue

Möglichkeiten, neue akademische und intellektuelle Ausrichtungen, neue Berufsbilder, neue Um-Welt-Bilder.

Aber das sind mittelfristige Perspektiven. Das Kerngeschäft des Centers soll die Umweltgeschichte sein. Die interdisziplinäre Offenheit der Geschichtswissenschaft als Disziplin und die Vielzahl der intellektuellen Anknüpfungspunkte in München kommt dem entgegen.

### **Was heißt nun und zu welchem Ende betreiben wir Umweltgeschichte?**

Umweltgeschichte — so könnte man behaupten — hat es schon immer gegeben. Jedenfalls seit der Antike. Seit Herodot Ägypten in seiner impliziten Theorie zyklischer Überschwemmungskatastrophen als „Geschenk des Nils“ bezeichnete; seit Hippokrates Umwelt — „aether, aer, aqua, terra“ — als Krankheitsursache verstand, seit Thukydides über die Attische Kriegsseuche schrieb. Die Autoren der Antike und des Mittelalters haben die Naturgewalt als Geschichtsmacht begriffen oder gar — wie Plinius der Ältere — Erosion der Landschaft und Erosion der Kultur miteinander identifiziert. Vielleicht war es die Beschleunigung des ökonomischen und technischen, gesellschaftlichen und lebensweltlichen Wandels im 19. Jahrhundert, die den Naturfaktor, die relative Konstanz der Natur, als Erklärungsoption für Veränderungen ausschloss. Die Natur bewegte sich nach dem zeitgenössischen Verständnis in glazialem Tempo, aber Wirtschaft und Technik trieben den Motor der Veränderung an — jedenfalls in Europa. Politik-, später Stadt-, Wirtschafts- und Technikgeschichte begannen ihren Siegeszug.

In Amerika dagegen lief alles ein bisschen anders. Frederick Jackson Turner erhob in seinem bahnbrechenden Vortrag aus dem Jahr 1893 *The Significance of the Frontier in American History* die Natur zu einer Kraft, die den Amerikaner überhaupt erst zum Amerikaner gemacht hatte. Just dort, wo Natur und Kultur aufeinandertrafen, wo Wildnis gezähmt, Wälder gerodet, Felder gepflügt wurden, an der Frontier nämlich, habe die amerikanische Zivilisation ihren Ursprung. Die Robustheit, die Eigenart, die Einzigartigkeit der historischen Entwicklung in Amerika erklärte Turner aus dem dynamischen Zusammenspiel einer „civilization of settlement“ und der „savagery of wilderness“. Die amerikanische Demokratie kam demnach nicht aus England oder Frankreich, sondern aus den amerikanischen Wäldern. Ein Kontinent, der so lange „wild“ war, (und die Native Americans galten den Euroamerikanern als Teil dieser Wildnis),

verdankte seine Geschichte und politische Kultur, wie es schien, notgedrungen der Auseinandersetzung von Mensch und Natur, denn „Free land bred free individuals“. Turner — ein Mann der in seinem Leben weniger geschrieben hat als Georg Büchner und doch einflussreicher war als Karl Marx, jedenfalls in Amerika, — wurde, ohne es zu ahnen, zu einem der Urväter der modernen Umwelthistorie.

Zur Etablierung der Umweltgeschichte als Disziplin kam es in Amerika allerdings erst wesentlich später. Den unmittelbaren Auslöser lieferte die Umweltbewegung der 1960er und 70er Jahre. Dabei spielte eine Marinebiologin, eine Angestellte der amerikanischen Regierung, die für das U.S. Bureau of Fisheries arbeitete, eine wichtige Rolle. Dass die junge Wissenschaftlerin über literarisches Talent verfügte und eine spitze Feder zu führen wusste, war für die Wirkung ihrer Botschaft wenigstens ebenso wichtig wie das Wohlstandsklima der Sixties, in der sich die Amerikaner zunehmend für die natürliche Umwelt und Lebensqualität zu interessieren begannen. Die Marinebiologin hieß Rachel Carson, und in ihrem Buch *Silent Spring*, das von einem führenden Welthistoriker als einflussreichstes Buch in der Geschichte der USA bezeichnet wurde, heißt es wie im Märchen: „There was once a town in the heart of America where all life seemed to live in harmony with its surroundings. The town lay in the midst of a checkerboard of prosperous farms, with fields of grain and hillsides of orchards where, in spring, white clouds of bloom drifted above the green fields. (...) Along the roads, laurel, viburnum and alder, great ferns and wildflowers delighted the traveler’s eye through much of the year. Even in the winter the roadsides were places of beauty, where countless birds came to feed on the berries and on the seed heads of the dried weeds rising above the snow. (...) Then a strange blight crept the area and everything began to change. (...) There was a strange stillness. The birds, for example — where had they gone?“

Fische und Vögel, Apfelblüten und Kinder — das Leben der namenlosen amerikanischen Kleinstadt war durch die schleichenden Auswirkungen von DDT zum Verstummten gebracht. The Silence of the Spring — die Stille des Frühlings — war eine Todesstille. Rachel Carson galten die Machenschaften der agrochemischen Unternehmen als ebenso heimtückisch wie das Borgia-Gift der Renaissance, und gegen die auch persönlichen Attacken der Industrie, die bei einem Verzicht auf Pestizide eine Rückkehr in dunkle Zeitalter beschworen, wehrte sich die inzwischen schwer krebserkrankte Carson, die schon 1964, im Alter von 57 Jahren, sterben sollte, wie eine Gladiatorin.

Das Erbe Rachel Carsons, deren Name rasch zur Ikone avancierte, bestand darin, ein neues Bewusstsein geschaffen zu haben. Was heute eine Binsenwahrheit ist: dass technischer Fortschritt, wo er die Prozesse der Natur fatal stört, gedrosselt werden muss, wirkte vor einem knappen halben Jahrhundert absolut explosiv. Die erste Reaktion auf die Teilveröffentlichung von *Silent Spring* 1962 im *New Yorker*, versetzt uns in ein kaltes Zeitalter zurück:

“Miss Rachel Carson’s reference to the selfishness of insecticide manufacturers probably reflects her Communist sympathies, like a lot of our writers these days. We can live without birds and animals, but, as the current market slump shows, we cannot live without business. As for insects, isn’t it just like a woman to be scared to death of a few little bugs! As long as we have the H-bomb everything will be O.K. P.S. She’s probably a peace-nut too.”

Carson zeigte Courage; und das lange bevor John F. Kennedy sich hinter sie stellte. Der *Stumme Frühling* wirkte wie ein Fanal — erst für die Umweltbewegung und dann für die Umweltgeschichte als Disziplin. Die ersten Umwelthistoriker in den USA waren allesamt auch Umweltaktivisten. Dabei gingen die meisten von einem strikten Natur-Kultur-Gegensatz aus. Die Natur galt ihnen als passive Instanz, der Mensch als der geborene Zerstörer. Roderick Nash zum Beispiel war nicht nur der erste und einzige Mensch, der mit einem Floß den Tuolumne River hinuntergefahren und unten angekommen ist (zur Nachahmung nicht empfohlen), er etablierte auch, nachdem er Zeuge einer Ölkatastrophe vor der Küste von San Diego geworden war, das erste Environmental Studies Programm an der University of Wisconsin in Madison. In dem Klassiker *Wilderness and the American Mind* von 1967, einer Art Genesis der zeitgenössischen Umweltgeschichtsschreibung, der 1967 erschien und seither mehrere Neuauflagen, unzählige Nachdrucke und Übersetzungen erfahren hat, argumentiert Nash, dass amerikanische Transzendentalisten wie Thoreau und Emerson und Maler wie die der Hudson River School, Naturschützer wie John Muir, der Begründer des Sierra Clubs, und Ökologen wie Aldo Leopold im Laufe mehrerer Jahrhunderte die Idee von der Wertschätzung der „Wildnis“ ersonnen und in die Realität umgesetzt hätten. Nash wusste, was es hieß Umweltgeschichte zu betreiben und zu welchem Ende man dies tun sollte: um die Natur vor den Störungen und Zerstörungen menschlichen Zugriffs zu schützen. Wer Wildnis schützte, tat just dies; und die Amerikaner waren Weltmeister in der Disziplin; kein Wunder, sie hatten den Wildnisschutz 1964

per Gesetz schließlich selbst eingeführt. 1964 hatte der Kongress in einem Gesetz 3% der US-amerikanischen Fläche — ein Großteil davon in Alaska — zu *wilderness areas* erklärt. Und Nationen rund um den Globus imitierten das amerikanische Vorbild.

Eine Generation nach Nash klingt der Ton der Umwelthistorie, der einst, im Gefolge von Rachel Carson, so politisch und expressiv gefärbt war, fast dumpf. Es gäbe überhaupt keine Wildnis, erklärte vor einigen Jahren Nashs Nachfolger in Madison, William Cronon, denn *alle* Ökosysteme wiesen Spuren menschlicher Existenz auf. Und Recht hat Cronon. Der tiefste Punkt im Marianengraben des Pazifischen Ozeans und der höchste Gipfel im Himalaya, sind durch die Aktivitäten des Menschen — durch die Verbrennung von Rohstoffen, Produktion und Konsum — Veränderungen unterworfen. Auch die Natur selbst ist ständig in Bewegung. Längst wissen wir, dass es in der Natur keinen ungestörten ökologischen Endzustand, kein *ecological climax* gibt. Was aber sollen wir dann bewahren? Welche Natur? In welchem Stadium? Die Wildnis? In welchem Zustand?

Cronon wurde von einigen Exponenten der Umweltbewegung als Verräter abgestempelt, weil nach seiner Vorstellung, Natur und Kultur ineinander übergehen; und weil einer, der behauptet, es gäbe keine Wildnis, genau *damit* den Interessen der Öl- und Bergbauindustrie, den Holzfällerunternehmen und den Advokaten der suburbanen Zersiedelung Vorschub leisten würde. Nash und die Umweltaktivisten wussten noch, warum sie Umweltgeschichte betreiben sollten: Um die Zerstörung der Natur — *The End of Nature*, die Bill McKibben prophezeit hat — zu dokumentieren, vielleicht sogar zu verhindern. Aber Cronon? Wohin kommen wir, wenn unser Augenmerk nicht den gewaltigen Eingriffen von Mensch, Kultur und Technik in die Ökosysteme der Welt gilt? Wenn wir nicht zeigen, wo menschliche Entscheidungen und menschliches Handeln Umweltprobleme verursacht haben? Wenn wir immerzu betonen, dass alle Kultur auch natürlich ist und alle Natur kulturelle Spuren trägt? Verlieren wir damit nicht das wichtigste Narrativ für unsere Geschichten?

Tatsächlich ist es ja so: Je komplexer unser Verständnis von Natur und Kultur, desto größer die Gefahr, dass uns eine klare Botschaft abhanden kommt. Aber welche Alternativen haben wir zum End-of-Nature-, zum Niedergangsnarrativ? Und: Was bringt uns als Geisteswissenschaftlern die Einsicht vom Wandel, von der Power, von der Agency der Natur?

### **Grenzüberschreitungen**

Die neue Komplexität, in die die Geisteswissenschaften durch das Einbeziehen der Natur und ihrer Eigendynamik gezwungen werden, könnte ihr größter Aktivposten sein. Weil sie uns — in zweifacher Hinsicht — zu Grenzüberschreitungen zwingt. Zum einen, weil Disziplingrenzen zwischen Geistes- und Naturwissenschaften notwendig überschritten werden. Zum anderen, weil territoriale oder nationale Grenzen eine geringere Rolle spielen und damit neue Räume, Horizonte und Fragestellungen in den Blick kommen.

Tatsächlich ist unser Wissen in den Geisteswissenschaften noch immer viel zu sehr an den im 19. Jahrhundert entwickelten Disziplingrenzen orientiert. Dies hat dazu geführt, dass wir im Rahmen von präzise abgesteckten Feldern forschen, anstatt über die Grenzmarkierungen zu schauen. Dabei zeigt ein Blick auf die Naturwissenschaften, dass wirklich Innovatives nur an der Schnittstelle verschiedener hergebrachter Disziplinen entstanden ist — etwa im Global Change-Bereich oder in den Neurowissenschaften. Der Welt- und Umwelthistoriker John McNeill hat das zugrundeliegende Manko drastisch zur Sprache gebracht, wenn er den Geisteswissenschaftler mit jenem Betrunkenen vergleicht, der seine Autoschlüssel unter dem Kegel einer Straßenlaterne sucht — nicht, weil er sie dort verloren hat, sondern weil es nur dort Licht gibt. Eine Reihe von Forschungsfeldern ist bestens ausgeleuchtet, und diese haben auf immer engerem Terrain gleichsam risikolos zwar vorzügliche, aber immer spezifischere Forschungserträge eingebracht. Wie viele Dissertationen und Habilitationsschriften sind in Frankfurt am Main und in Bielefeld allein zum deutschen Bürgertum im 19. Jahrhundert entstanden? Unzählige. Wirklich Neues wird sich aber nicht von den etablierten Feldern, sondern von deren Rändern her entwickeln.

Das Carson Center verschreibt sich bewusst dem Ziel, neue Forschungsfelder zu definieren, so zum Beispiel, wenn ein Historiker wie Edmund Russell aus Virginia am Carson Center in einem neurohistorischen Projekt die kognitiven, emotionalen und physiologischen Grundlagen menschlicher Vorstellungen und menschlichen Handelns analysieren will. Wir haben uns als Geisteswissenschaftler, so Russell, immer nur mit externen Produkten der Gehirnaktivität beschäftigt — mit „words and art“ — und dabei übersehen, dass vor allem sensorische Informationen unsere Wahrnehmung von Umwelt und unser Handeln beeinflussen. Die Geschichte der Landflucht und Industrialisierung müsste zweifelsohne neu geschrieben werden, wenn wir etwa

die Emotionen eines englischen Landarbeiters im 18. Jahrhundert aufgrund neurohistorischer Einsichten kategorisch neu fassen können.

Die zweite Grenzüberschreitung, neben der disziplinären, ergibt sich, wenn wir Räume neu, jenseits von politischen Grenzen, aus den Herausforderungen der Natur, definieren. Deichregionen etwa sind ein einschlägiges Beispiel. An der Nordsee spielt es keine Rolle, ob der von Fluten betroffene Küstenstreifen im heutigen Dänemark, in den Niederlanden oder in Deutschland liegt. Im Nordseeraum hat sich, seit Jahrhunderten eine genuine Deichkultur entwickelt.

Noch deutlicher wird die grenzüberschreitende Funktion der Natur in einem globalen Beispiel, auf das mich mein Kollege Frank Uekötter hingewiesen hat. Im 19. Jahrhundert hatten die Engländer Kautschuk von Brasilien nach London verschifft — genauer genommen: Sir Henry Wickham hatte, trotz eines rigiden Embargos, 70.000 Hevea Brasiliensis-Samen — sagen wir — beiseite geschafft und in sein Heimatland gebracht. Dort keimten sie erfolgreich in den Gewächshäusern der Royal Botanical Gardens in Kew, bevor sie in die britischen Kolonien verschifft wurden, nach Ceylon und Malaysia, wo die Engländer fortan systematisch Kautschuk produzierten. Wie anders wäre die Weltgeschichte verlaufen ohne die Botanisiertrommel der Briten? Ohne die Schmuggelaktion eines Sir Henry Wickham? Großbritannien ohne Kautschuk, ohne Gummi? In den Weltkriegen?

Hier wird das Gewicht globalen Naturforschens und Umweltwissens im Gefüge des — wie Alfred Crosby es genannt hat — „ecological imperialism“ deutlich.

Fest steht, dass die Rolle, die Natur in verschiedenen Kulturen spielt, und die Bedeutung, die ihr jeweils zugemessen wird, von *einem* globalen Raum zum nächsten variiert. Alle Kulturen der alten Welt kannten zum Beispiel den Mythos einer großen verheerenden Flut. Das Gilgamesh-Epos liefert den ältesten Beleg dafür; in der jüdisch-christlichen Kultur wurde daraus die Geschichte von Noah, mit deutlich religiös-sittlichem Einschlag. In dem indischen Pendant aus dem 6. Jahrhundert vor Christus fehlt dagegen das göttliche Gericht: ein Fisch warnt die Menschheit vor der Flut; und in China dient der Urflut-Mythos der Glorifizierung von Kaiser Yu dem Großen, weil dieser durch die Schaffung von Kanälen das Land kultivierungsfähig gemacht hat. Dass solchen Geschichten Identität formende Wirkung zukommt, dass sich Kulturen,

aufgrund je unterschiedlicher Werte und Vorstellungen von Natur und Technik, Moral und Risiko, verschieden entwickeln, leuchtet unmittelbar ein. Geforscht — und schon gar in globaler Perspektive — wurde darüber so gut wie nicht.

Indem die Umweltgeschichte — als Weltumweltgeschichte — Naturräume transnational und komparativ in den Blick nimmt, werden Unterschiede, Gemeinsamkeiten und Transfers von einem Raum zum anderen sichtbar. Tatsächlich ist es signifikant, in welchem Gebiet der Erde und in welchem Kulturraum sich etwa ein Desaster ereignet — ob in Fernost, Europa oder Südamerika. Würde die Erde z.B. jetzt mit einer Stärke von 7,5 auf der Richterskala zu beben beginnen, würden in Tokyo relativ wenige, in Los Angeles dagegen etwa 50.000 Menschen ums Leben kommen; und in Teheran über eine Million.

Neue Blickwinkel bringen auch neue Fragestellungen mit sich. Woran liegt es zum Beispiel, dass die Bevölkerung in den USA heute — anders als vor einem halben Jahrhundert — ausgerechnet in den Bundesstaaten mit der höchsten Hurrikanbedrohung den größten Bevölkerungszuwachs hat? Naturwahrnehmung, kulturelle Muster, technologische Entwicklungen und ökonomische Faktoren — die zentralen Koordinaten einer historisch ausgerichteten Umwelttheorie, die es übrigens erst noch zu entwickeln gilt — helfen, derartige Fragen zu beantworten.

Aufs Ganze gesehen ist es erstaunlich, wie wenig wir als Historiker den Einfluss der Natur in unsere Studien einbezogen haben. Dabei kann dieser kaum überschätzt werden. Ein Beispiel aus Amerika mit transatlantischen Bezügen macht das deutlich. Könnten wir uns Amerika ohne reitende Indianer und ohne Lasso schwingende Cowboys vorstellen? Und den Mittleren Westen ohne die Unermesslichkeit der Weizenfelder? Indianer — Cowboys — Weizen. Dabei war es erst die Santa Maria von Christoph Columbus, waren es erst Spanier in der Frühen Neuzeit, die Pferde und Rinder — übrigens auch Hunde, Ziegen, Schafe und Schweine — in die Neue Welt brachten. Ohne Columbus keine Cowboys und keine reitenden Indianer. Dabei war es auch der reine „Zufall“, dass das Röhricht, Canebrake genannt, das im 19. Jahrhundert im Mittleren Westen oft noch 15 Fuß hoch stand und einen phänomenalen Naturwall gegen die Westbesiedlung darstellte, von Bluegrass verdrängt wurde, wenn es erst einmal niedergebrannt war. Niemand konnte das wissen. Niemand konnte ahnen, dass sich nicht Sträucher, Büsche oder Unkraut, sondern dass sich ausgerechnet Bluegrass,

das ungewollt aus Europa importiert wurde, an der Stelle von Canebrake ausbreiten würde. Die Grassamen hatten sich von den Futterkrippen und Laderäumen der Schiffe aus verbreitet und landeten überall dort, wo die Rinder etwas fallen ließen. Grassamen und Kühe wurden zu den heimlichen Bündnispartnern der Einwanderer, denn überall dort wo Bluegrass wuchs, ließ sich wundersamerweise auch Weizen anbauen.

Was das Bluegrass-Exempel zeigt, ist zweierlei: Erstens, dass die Eigendynamik der Natur — Naturwissenschaftler würden hier von ökologischer Sukzession sprechen, — potenziell kaum zu überschätzende Auswirkungen auf den Verlauf der Geschichte hat. Wäre der von Spaniern, Franzosen und Engländern gleichermaßen politisch beanspruchte nordamerikanische Kontinent ohne die Grassamen im Kot der Kühe so schnell besiedelt worden? Sicher nicht. Wäre das Land vom Atlantik zum Pazifik englisch geworden? Wohl kaum. Würde ich heute Abend hier stehen.....? The answer is blowing in the wind.

Die zweite Einsicht des Bluegrass-Exempel besteht darin, dass die Analyse des Verhältnisses von Natur und Kultur den Blick schärft für unbeabsichtigte Folgen, für unintended consequences. Wenn wir die Natur als Akteurin in unsere Narrative einschreiben, greifen unsere hergebrachten Verstehensmodelle und Kategorien, wie Intention und Realisierung nicht mehr. Das Einschleusen von Grassamen, das Einschleppen von Seuchen, die Ausbreitung spezialisierter Schädlinge als Folge monokulturellen Wirtschaftens — all das sind unbeabsichtigte, nicht von Historikern, aber von Naturwissenschaftlern erklärbare, Folgen menschlichen Handelns, die nicht in der klassischen Geschichtswissenschaft, wohl aber in der Umweltgeschichte zentral figurieren.

Am unmittelbarsten ist die Akteursgewalt der Natur ersichtlich, wenn es um Kataklysmen geht. Der Ausbruch eines Vulkans um 1600 vor Christus, der 200 Mal stärker war als die Explosion von Mount St. Helen, hat die minoische Kultur zerstört. Ohne dieses Ereignis hätte sich die griechische Vorherrschaft unmöglich im Mittelmeerraum ausbreiten können. Um 600 nach Christus markierten Erdbeben und El Niño Stürme das Ende der Moche-Kultur mit ihren komplexen Bewässerungssystemen in Peru. In ganz Amerika gab es damals keine vergleichbare Hochkultur. Was wäre aus den Amerikanischen Kontinenten ohne den El Niño in Nordperu geworden? 1985, beim Erdbeben in Mexiko City, stürzte mit zahlreichen Gebäuden auch die „perfekte Diktatur“ der PRI, der Partido Revolucionario Institucional. Und 1999 führten Beben in Izmir und

in Athen, bei denen Griechen und Türken sich gegenseitig unterstützten, zu einer unerwarteten Verbesserung der diplomatischen Beziehungen zwischen den beiden seit Jahrhunderten verfeindeten Nationen.

Das sind dramatische Geschichten, mit der Natur als Akteurin — jenseits vom End of Nature-Narrativ!

Das gibt es also: Geschichten, in denen der Mensch als Zerstörer im Zentrum steht; und solche, in denen die Natur als Akteurin prominent ist.

Relevant für uns als Geisteswissenschaftler ist aber vor allem ein dritter, komplexerer Typus: einer, der die naturgeschichtlichen und ökologischen Transformationen ernst nimmt, darüber hinaus aber herausstellt, welchen Einfluss die *Naturwahrnehmung* in breitem Sinn — vom naturwissenschaftlichen Umweltwissen bis zur virtuellen Repräsentation, von ökologischen Denkmustern bis zu Filmen wie *The Day After Tomorrow* — auf die Physiognomie unserer Umwelt, unserer Landschaft hatte.

Lassen Sie mich das an einem Beispiel erörtern, das uns 100 Jahre zurück in die Geschichte führt und noch einmal in die USA — zu drei benachbarten Ortschaften in Colorado, die vermutlich keiner von Ihnen kennt — Dinosaur, Rangeley und Meeker — und die vor 150 Jahren noch nicht existierten. Damals war die Gegend im nordwestlichen Colorado an der Grenze zu Utah von Native Americans vom Stamm der Ute besiedelt. Wer heute durch die Landschaft fährt, findet in einem der drei Orte, in Dinosaur, ein Museum mit Dinosaurierskeletten, im Nachbarort Rangeley eine völlig desolate Marslandschaft, ohne Vegetation, und in der Nähe des dritten Ortes, in Meeker, dagegen große, dichte Wälder. Im Zentrum des dritten Ortes befindet sich ein formidables Grand Hotel mit ausgestopften Waldtieren und unzähligen unregelmäßigen Geweihen. Seit 100 Jahren hat sich in diesem Hotel nichts verändert, und der Besucher bekommt unweigerlich den Eindruck, als müsse jeden Moment Teddy Roosevelt im Wildleder-Outfit und mit Flinte aus der Grande Suite treten.

Vor Jahrmillionen hatte die Natur im nordöstlichen Colorado Dinosaurierskelette angeschwemmt und versanden lassen; Erdbewegungen und die Mischung lipophiler Stoffe hatten einige Meilen weiter, in der porösen Sandstruktur, ein Reservoir kreierte, in dem sich, nahe der Erdoberfläche, enorme Mengen von Öl bildeten.

Um 1900 entdeckte dann ein Paläontologe aus Pittsburgh im heutigen Dinosaur die Dinosaurierknochen und erklärte sie für sammelwürdig. Einen Großteil erhielt Herr Carnegie für sein Museum in Pittsburgh, aber die meisten Knochen blieben an Ort und Stelle; 1901 entdeckten Abenteurer im heutigen Rangeley Ölvorräte, und bauten den ersten Ölbrunnen. Und im gleichen Jahr kam der frischgebackene Präsident Theodor Roosevelt in die Gegend — nach Meeker — quartierte sich im Grand Hotel ein, und schoss ein paar Berglöwen und Hirsche.

Um die Dinosaurierknochen herum entstand im Laufe der Zeit eine Ortschaft, Artesia, die später phantasievoll in Dinosaur umbenannt wurde. Die Strassen heißen heute Brontosaurus Boulevard, Stegosaurus Freeway, Triceratops Terrace, Brachiosaurus Bypass, Diplodocus Drive ... you get the idea. Außerdem entstand ein Museum, das so bedeutend wurde, dass der Sierra Club den Bau eines Reservoirs unterbinden konnte, das sonst das ganze Tal — mitsamt den Dinosaurierknochen und unregelmässigen Hirschgeweihen — unter Trinkwasser gesetzt hätte.

Neben dem ersten Ölbrunnen, im heutigen Rangeley also, wurde nach 1901 permanent weitergebohrt. Ein Erdölbohrloch neben dem anderen, ein Erdölbohr-turm neben dem anderen, eine Erdölförderpumpe neben der andern, bis Chevron dort die größten Erdölförderfelder im amerikanischen Westen angelegt hatte. Und wo Teddy Roosevelt Tiere erlegt hatte, in Meeker?...Die Gegend um Meeker wurde zum National Forest erhoben; während der hunting season verdoppelt sich die Einwohnerzahl von Meeker; und just zu dieser Zeit wird auch das Annual Smoking

River Pow Wow mit echten Indianern vom Stamme der Ute gegeben. Eine Party par excellence.

Wie die Landschaft im nordwestlichen Colorado aussieht, wie die Menschen dort leben — in Dinosaur, Rangeley und Meeker — hat nie einen Historiker interessiert. Aber für die Umweltgeschichte eröffnen solche Orte, von denen es Hunderttausende auf der Welt gibt, neue Horizonte und Einsichten. Sie bieten Stoffe für Geschichten, spannende Geschichten. Auch wenn diese nicht von abrupten Bewegungen der Natur, wie Tsunamis oder Erdbeben, handeln oder von der krassen Zerstörung des Planeten durch den Menschen. Sie leisten etwas viel Entscheidenderes. Sie demonstrieren, dass unsere Vorstellungen, unsere Perzeptionen und unsere Werte von Natur rele-

vant und geschichtsmächtig sind: wie die Welt aussieht, in der wir leben, hat nicht zuletzt damit zu tun, was wir für bewahrenswert halten — seien dies die Knochen ausgestorbener Reptilien oder Jagdgründe —, was wir über unsere Umwelt wissen, etwa über Rohstoffvorkommen, und welchen Wert wir unserer Umwelt beimessen: was wir schützen, was wir nutzen, was uns Profit einbringt. Das Einbeziehen von Naturabläufen in unsere Narrative eröffnet neue Koordinaten und Zeitdimensionen: Wie viele Erdzeitalter hat die Natur zur Produktion von fossilen Flüssigstoffen in Rangeley, Colorado in Anspruch genommen? Und welchen mikroskopischen Zeitanteil benötigt der Mensch zum Konsum des dort in Jahrmillionen erzeugten Naturprodukts Öl? Wie schnell hat der Ausbruch des Vesuv eine Stadt wie Pompeji unter sich begraben? Naturproduktion und Kulturkonsum haben ihre eigenen Zeitbewegungen. Anders als Politik- oder Sozialhistoriker, müssen Umwelthistoriker Wege finden, um unendlich lang andauernde Naturtransformationen ebenso wie extrem plötzliche Naturbewegungen in ihre Geschichten einzubeziehen.

Also: was heißt Umweltgeschichte, Weltumweltgeschichte? Und zu welchem Ende treiben wir diese Disziplin? Was können wir mit unserem kleinen Center erreichen? Was nicht?

### **Zu welchem Ende betreiben wir Weltumweltgeschichte?**

Hunderttausende von Naturwissenschaftlern in aller Welt diskutieren darüber, um wie viele Zentimeter der Meeresspiegel im Laufe der nächsten Jahrzehnte und Jahrhunderte ansteigen wird; sie errechnen mittels komplizierter Formeln, wie hoch die Wahrscheinlichkeit eines Erdbebens in Istanbul oder San Francisco in einem gesetzten Zeitraum sein mag; sie fragen, wie viele Jahrzehnte es wohl dauern wird, bis es keine Kieselalgen oder Mehltäue, Horn- oder Lebermoose mehr gibt; und sie tauschen sich aus über das Aussterben der Almglasschnecken, Pandabären und Rinder-Saftkäfer. Und das ist wichtig. Überlebenswichtig.

Aber die naturwissenschaftlichen Forschungen sind partikular und an Kalkulierbarem interessiert. Friedrich Schiller, der mir — und sei es nur wegen meines Vortragstitels — heute Abend beständig über die Schulter schaut — beschrieb den von den Naturwissenschaftlern erklärbaren Weltlauf als „gleichförmig, nothwendig und bestimmt“, die Geschichte aber als „unterbrochen und zufällig“. Naturwissenschaften können keinen Sinn stiften; und schon gar keinen Eigensinn. Aber genau das ist es, Eigensinn,

was wir in den Geisteswissenschaften und am Rachel Carson Center brauchen, wenn wir uns doch erneuern sollen und wollen.

Das Einbeziehen der Natur und der Dialog zwischen den Disziplinen produziert solchen Eigensinn, man könnte auch sagen, produziert einen Vexier-Effekt: lässt erkennen, was zuvor nicht erkennbar war: lässt uns auf breiterer Front suchen, macht uns zu dilettantischen Fragern, oder womöglich — wie Schiller sagen würde — zu philosophischen Köpfen statt Brotgelehrten. Um größere Zusammenhänge verstehen zu können, ist Überfliegen wichtiger vielleicht als Tiefenbohren. Wie hat das erste Satellitenfoto des Erdballs — „Spaceship Earth“ — ökologisches Denken, globale Umweltbewegungen und die Populärkultur von Sao Paolo bis Nowosibirsk verändert? Wie potenziell anders schreiben wir Geschichte, wenn wir erkennen, dass nicht nur die Isar, sondern der Pegel aller Flüsse auf der Welt gleichzeitig ansteigt? Was bedeutet es, wenn wir uns vor Augen halten, dass moderne Formen nachhaltiger Bewirtschaftung, dass conservation und preservation auf Inseln mit knappen Ressourcen, wie Ceylon, bereits vor Hunderten von Jahren praktiziert wurden? Wie anders leben wir nach vorn, wenn wir rückblickend verstehen, dass viele „Natur-Herausforderungen“ — Hochwasserkatastrophen in Mesopotamien, Ressourcenknappheit auf schweizerischen Almen — schon vor Jahrhunderten existierten und zum Teil simple Lösungen fanden? Manchmal lautete die Parole: „be prepared“; aber öfter noch: „stay away from!“

In diesem Sinne hält die Umweltgeschichte sowohl Mahnungen parat als auch, angesichts des langen Blicks zurück, ein Gegengift gegen Untergangs-Alarmismen. Der Vexiereffekt lässt wohlbekannte Ereignisse in neuem Licht erscheinen, weil er uns im wahren Wortsinn auf den Boden holt, „down to earth“, weil er zeigt, wie sehr menschliche Produktion und Politik mit den Perzeptionen, Veränderungen und Ausbeutungen der natürlichen Welt verbunden sind. Das bietet Chancen für die Erneuerung der Geschichtswissenschaft und Chancen für die Etablierung eines distinkten, neuen interdisziplinären Forschungsfeldes.

Wer kein Faible für die Umweltgeschichte mit all ihren Orchideenblüten hat — ist selber schuld. Doch wer Umweltgeschichte schreibt, mischt sich — manchmal unwillkürlich, und manchmal unwillkürlich so subversiv wie Rachel Carson — in die Gestaltung unserer Welt ein. Die Natur schreibt unsere Geschichte mit. Sie ist allemal für unintended consequences, für Überraschungen gut. Aber sie schreibt ihre Geschichte

nicht ohne uns. Sie bereinigt keine Flure, etabliert keine Bebauungspläne und erlässt keine Energiegesetze. Sie produziert Erdöl oder Böden, auf denen Pflanzen wachsen, sie stellt Wasser zur Verfügung. Aber die Spielräume menschlichen Handelns sind enorm. Was wir auf dem Erdball aus unserer Umwelt machen, ist uns anheim gestellt und ist aufs Engste damit verknüpft, wie wir die Geschichten und die Geschichte vom Zusammenspiel von Natur und Kultur erzählen und wie wir sie denken.

---

**Christof Mauch** ist Direktor des Rachel Carson Centers und Historiker mit besonderem Interesse an deutscher und amerikanischer Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts sowie der Umweltgeschichte. Er wurde 1990 mit einer literaturwissenschaftlichen Arbeit an der Universität Tübingen promoviert, habilitiert wurde er 1998 an der Universität zu Köln. Von 1999-2007 leitete er das Deutsche Historische Institut in Washington, D.C., davor lehrte er an den Universitäten Tübingen, Bonn und Köln, der American University und der Georgetown University. 2007 wurde er an die LMU München gerufen und hält dort den Lehrstuhl für Amerikanische Kulturgeschichte und Transatlantische Beziehungen. Darüber hinaus ist er der Vizepräsident der Europäischen Gesellschaft für Umweltgeschichte (ESEH).

## Literatur

- Carson, Rachel. *Silent Spring*. 40th anniversary ed. Boston: Houghton Mifflin, 2002.
- Cronon, William. *Uncommon Ground: Toward Reinventing Nature*. 1st ed. New York: W.W. Norton & Co., 1995.
- Crosby, Alfred W. *Ecological Imperialism: The Biological Expansion of Europe, 900-1900*. Studies in Environment and History. 2nd ed. Cambridge: Cambridge University Press, 2004.
- Elder, Pliny the. *Natural History*. Edited by Harris Rackham, et al. Vol. 7., 2nd ed. Cambridge, Mass.: Harvard University Press, 1966-1984.
- Herodot. "Über Ägypten." In *Historien*. Gesamtausgabe, Vol. 2. Edited by H. W. Haussig and translated by August Horneffer. Stuttgart: Kröner, 1971.
- Hippokrates. *De Aere Aquis Locis*. Translated and edited by Hans Diller. Corpus medicorum Graecorum ed. Berlin: Akademie Verlag, 1999.
- Jackson, Joe. *The Thief at the End of the World: Rubber, Power, and the Seeds of Empire*. New York: Viking, 2008.
- Mauelshagen, Franz. "Disaster and Political Culture in Germany since 1500," in *Natural Disasters, Cultural Responses. Case Studies toward a Global Environmental History*, edited by Christof Mauch and Christian Pfister, 41-7. Lanham, Md: Lexington Books, 2009.
- McKibben, Bill. *The End of Nature*. New York: Random House, 2006.
- McNeill, John. "Drunks, Lampposts and Environmental History." *Environmental History* 10, no. 1 (2005).
- . *Something New under the Sun: An Environmental History of the 20th Century World*. New York: W.W. Norton & Company, 2000.
- Nash, Roderick. *Wilderness and the American Mind*. 4th ed. New Haven, Conn.: Yale University Press, 2001.
- Radkau, Joachim. *Natur und Macht. Eine Weltgeschichte der Umwelt*. München: C. H. Beck Verlag, 2000.
- Schiller, Friedrich. "Was heißt und zu welchem Ende betreibt man Universalgeschichte? Eine akademische Antrittsrede." *Der Teutsche Merkur* 1733-89, 105-35. Vol. 4 (1789), edited by Christof Martin Wieland.
- Sieferle, Rolf Peter. "Der Gegenstand der Umweltgeschichte." In *Nachhaltige Geschichte. Festschrift für Christian Pfister*, edited by André Kirchhofer, et al., 35-46. Zürich: Chronos, 2009.

Thucydides. *The Peloponnesian War*. Translated by Martin Hammond. Edited by P. J. Phodes, Oxford: Oxford University Press, 2009.

Turner, Frederick Jackson. "The Significance of the Frontier in American History." *Annual Report of the American Historical Association 1893*: 199-227.

Weik, Alexa. "Your Planet? Emotional Engagement and Perceived Risk in Environmental Disaster Movies." International Conference on "Literature, Art, and Culture in an Age of Global Risk," Cardiff University, UK, July 2-3, 2009.

Winiwarter, Verena and Martin Knoll. *Umweltgeschichte. Eine Einführung*. Stuttgart: UTB, 2007.

## RCC Perspectives

*RCC Perspectives* is an interdisciplinary series of papers and essays in environmental history, environmental studies, and related fields. The papers have their roots in the scholarly activities of the Rachel Carson Center for Environment and Society and in current debates in society. They combine thought pieces and fresh empirical research, and they are designed both to further international dialogue and to inspire new perspectives on the complex relationship between nature and culture.

### Series editors:

Christof Mauch  
Helmuth Trischler  
Frank Uekoetter  
Kimberly Coulter

### Editors:

Katie Ritson  
Agnes Kneitz

For editorial comments or inquiries, please contact Dr. Kimberly Coulter at [kimberly.coulter@carsoncenter.lmu.de](mailto:kimberly.coulter@carsoncenter.lmu.de) or contact [carsoncenter@lmu.de](mailto:carsoncenter@lmu.de)

All issues of *RCC Perspectives* are available online.

To view past issues, and to learn more about the Rachel Carson Center for Environment and Society, please visit [www.rachelcarsoncenter.de](http://www.rachelcarsoncenter.de).

Rachel Carson Center for Environment and Society  
Leopoldstrasse 11a  
80802 Munich  
GERMANY

Design by Stefan Zinsbacher  
Cover photo by Astrid Heinrich  
Printed by Peschke Druck GmbH on recycled ENVIROTOP paper by PAPER UNION GmbH

© Copyright is held by the contributing authors.  
ISSN 2190-8087

Munich, 2010

**ClimatePartner**<sup>o</sup>  
printed climate-neutrally



LUDWIG-  
MAXIMILIANS-  
UNIVERSITÄT  
MÜNCHEN

Deutsches Museum



ISSN 2190-8087